Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]

Autor(en): **Donny, Käthe**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 48

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647732

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ort ein Sägewerk hatte. „Ich will dich fragen, Christian, ob du mir zum Umlegen der Tanne die Arbeiter stellen kannst?"

„Ja, das kann ich wohl", sagte der einfache, biedere Mann. Er ließ von der Arbeit ab und wandte sich seiner Schwester zu. „Einen schönen Stamm hat die Tanne, Schwester. Daraus könnte man allerhand machen."

Die Geschwister standen in der Abenddämmerung vor dem Haus. Es war herbstlich kühl. Eine Anzahl Burschen und Mädels zogen auf der Landstraße vorbei, mit verschränkten Armen eine Kette bildend. Der Anblick des Sägewerks gab einem der jungen Leute in den Sinn, das Lied „Dort unten in der Mühle" anzustimmen. Die Geschwister vergassen ihr Gespräch und lauschten dem in der Ferne verklingenden Lied von dem Tannenbaum, dessen Stamm in der Sägmühle zerschnitten wird, und von dem der zuschauende Wanderer sich ans Sterben erinnern läßt:

Du bist's, für den wird werden,
wenn kurz gewandert du,
dies Holz im Schoß der Erden
ein Schrein zur langen Ruh!

Die Melodie verlosch sanft und schwermütig in der Abenddämmerung:

Vier Bretter sah ich fallen,
mir ward's ums Herze schwer . . .

Der Frau war es wunderlich zumute geworden; sie wußte nicht warum.

„Ja, ja", sagte der Bruder leise. „Vier Bretter . . . daran haben wir beide auch einmal genug . . . Es können auch vier Bretter von der Tanne sein, Hannchen!" Er trat auf die Schwester zu und ergriff in verhaltener Bewegung ihre Hände. „Schwesterherz, schaff den häßlichen Streit nicht nur gerichtlich, sondern wirklich aus der Welt, und zwar dadurch, daß du die Tanne nicht umhauen läßt!" bat er eindringlich. „Laß sie in Frieden leben, wie du selber auch den Rest deines Lebens in Frieden verleben mögest!" — — —

Am nächsten Tage meldete der Major sich bei der Witwe. „Ich beglückwünsche Sie, Frau Düring", sagte er ritterlich, „Sie haben den Prozeß gewonnen. Die Tanne wird also nun umgehauen werden, und dann können wir ja wieder Freunde sein, gelt?!"

Frau Düring legte froh ihre Hand in die dargebotene Rechte und sagte herzlich: „Ob die Tanne umgehauen werden soll oder nicht, — darüber mögen später einmal unsere Kinder entscheiden. Ich lasse sie stehen. Mir genügt die gerichtliche Bestätigung, daß ich gegebenenfalls im Rechte wäre, den Baum umhauen zu lassen." — — —

So machte der kampferprobte Major die Erfahrung, daß es leichter ist, bärtige denn eigensinnige Feinde zu besiegen. Die Tanne aber steht heute noch, zur Freude aller Naturfreunde und Kurgäste.

* * *

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

„Wo hatten Sie die Aussprache, Herr Becker?" fragte Geninde streng, „wenn nicht in der Apotheke? Warum haben Sie das geleugnet? Also hatte der Zeuge Fuhrmann doch recht, als er um 10 Uhr dreißig vergeblich an der Sternapotheke geklingelt hatte?"

Becker schwieg.

Geninde ging mit großen Schritten in der Zelle auf und ab.

„Becker", er blieb mit einem Ruck stehen, unter der gesenkten Stirn waren die dunklen Augen in einem unerbittlichen Forschen auf den Gefangenen gerichtet, „warum sprechen Sie nicht?"

Fast flüsternd fragte er:

„Ist es doch anders, sind Sie doch — haben Sie mich getäuscht? Waren Sie in der Nacht aus der Apotheke fort?"

„Ja."

Geninde schlug mit der Hand auf den Tisch:

„Also doch und warum haben Sie das verschwiegen?"

„Weil ich mich gefürchtet habe. Ich durfte doch die Apotheke nicht verlassen. Ich hatte doch Nachtdienst. Und ich mußte doch mit Gisela", er verbesserte sich, „mit Fräulein Wendling sprechen. Ich bin ja auch nicht lange weggeblieben. Ich habe sie ja nur bis zur Oderstraße gebracht. Wie sie mir das gesagt hat mit ihrem Verlobten, da bin ich gegangen. Ich habe mir hinterher noch Vorwürfe gemacht, daß ich sie allein durch den Park gehen ließ. Aber das mit ihrer Verlobung — ich war ganz verstört —."

Geninde ließ Becker nicht aus den Augen.

„Schlimm, Herr Becker, sehr schlimm. Bisher haben wir den Zeugen Fuhrmann als alten Alkoholiker für unglaubwürdig gehalten. Der Mann drängt sich ja bei allen möglichen Gelegenheiten zu Aussagen. Aber nun gewinnt er an Glaubwürdigkeit — leider! Wie können Sie nun beweisen, daß Sie es nicht gewesen sind? Fuhrmann hat zehn Uhr zwanzig geklingelt. Der Mord ist zur gleichen Zeit passiert. Die Uhr der Wendling ist auf der Lehne der Steinbank aufgeschlagen und bei zehn Uhr zwanzig stehen geblieben. Herrgott", Geninde fuhr sich durch die Haare, „das ist ja, — — wie soll man denn da arbeiten, Becker?"

„Zehn Uhr zwanzig sagten Sie, ist die Uhr der Wendling stehen geblieben? Aber um zehn Uhr zwanzig war ich ja am Elektrizitätswerk. Ich besinne mich genau. Ich habe dort einen Wächter nach der Zeit gefragt und meine Uhr gestellt. Der Mann muß doch aufzufinden sein."

Beckers bleiches Gesicht war von kleinen Schweiß-Perlen überströmt, die er hastig abwischte.

„Den Wächter muß man haben, Herr Rechtsanwalt, der wird sich erinnern. Ein großer schlanker Mann, blasses Gesicht, dunkle Haare. Er hatte die Mütze in der Hand, — es war ja warm —"

Becker war völlig verwandelt, er überstürzte sich in Reden. Es war offensichtlich, er hatte begriffen, dies neue Moment war entscheidend.

„Na — endlich wachen Sie auf, Herr Becker, — die Sache mit dem Wächter ist natürlich wichtig."

„Ungeheuer wichtig, Herr Rechtsanwalt."

Becker flog förmlich am ganzen Körper. Schweiß perlte wieder aus der fahlen Haut. Er umklammerte die Hände Genindes. „Den Wächter muß man auftreiben. Der wird aussagen. — — Dann wird man ja sehen, daß ich es nicht gewesen bin. — Nicht gewesen sein kann", schrie er auf. Seine Augen waren weit aufgerissen und hatten einen blinden Ausdruck.

Geninde sah die Verwandlung. Was mußte dieser Mensch gelitten haben! Ein Argument nach dem anderen hatte man ihm in der Voruntersuchung aus der Hand gewunden. Nun endlich konnte er sich an etwas klammern. Da war es auch vorbei mit dieser unnatürlichen Ruhe. Wäre Becker weiter so starr wie bisher geblieben, er hätte bestimmt die Verteidigung niedergelegt. Nun aber war es ja etwas ganz anderes . . .

„Entschuldigen Sie, Herr Becker", sagte er, „nun habe ich den Ausgangspunkt für meine Verteidigung gefunden, nur Mut, wir schaffen's schon. Man muß nur glauben."

„Ja, glauben muß man, Herr Rechtsanwalt", sagte Becker schon wieder mit seiner etwas schüchternden, verschnupften Stimme.

4. Kapitel.

„Haben Sie noch etwas für mich, Herr Doktor?"

Frau Schonert, Genindes Aufwartefrau, stand in der Tür der Veranda zum Eßzimmer.

„Danke, nein, Frau Schonert. Aber heute abend bin ich zu Tisch."

Frau Schonert, rundlich, mit einem humoristischen Knollen-

gesicht, legte das Ausgabenbuch auf den Frühstückstisch.

„Sie haben schon für die ganze Woche nicht abgerechnet, Herr Doktor."

„Ich tu's noch, Frau Schonert. Sie sind ja doch nicht glücklich, wenn ich nicht jeden Tag mein Zeichen unter ihre Einkäufe mache. Ich weiß doch, Sie sind ehrlich."

Aber Frau Schonert war nicht befriedigt:

„Ehrlich, schön und gut, Herr Rechtsanwalt. Ihr Bürovorsteher ist auch ehrlich und da werden Sie auch die Kontobücher prüfen. Ordnung muß sein. Wenn hier eine Hausfrau wäre — ich meine ja nur so —" sie sah, wie das freundlich-ruhige Gesicht Geninds etwas Unpersönlich-Fremdes bekam. „Na also, dann bin ich heute abend pünktlich da", schloß sie unvermittelt.

Geninde saß regungslos, hörte, wie die kleine Gartenpforte geschlossen wurde. Nun war es ganz still in dem kleinen Hause. Er hatte heute erst um elf Uhr Termine. Es lohnte sich nicht, vorher ins Büro zu fahren. Man konnte ein paar Akten hier aufarbeiten.

Wie still es war. Nichts wie die Geräusche, die er auf die Stunde kannte: der Milchwagen, das Bananenauto mit seiner Fracht, — man konnte die Uhr danach stellen. Die Uhr — da waren seine Gedanken wieder bei Becker. Was für ein Glück, daß der bei dem Elektrizitätswerk nach der Zeit gefragt hatte. Man mußte so schnell wie möglich den betreffenden Beamten ausfindig machen. Er hatte schon mit dem Büro telefoniert. Man würde die Arbeitslisten durchlesen. Die Aussage des Wächters würde das ganze Indiziengebäude umstürzen. Vermutlich kam es dann überhaupt nicht zur Anklageerhebung. So ein mechanischer Gegenstand, eine Uhr siegt dann wieder einmal über den lebendigen Geist.

Trotzdem, eine richtige Freude darüber konnte in ihm nicht aufkommen. Eigenartigerweise bekämpfte sich immer stärker in ihm der leidenschaftliche Wunsch, das Recht für einen Unschuldigen zu erkämpfen, mit dem Triebe, nicht mit dieser Sache befaßt zu sein. Führte sie doch wieder hinein in den Kreis der eigenen Vergangenheit. Nie konnte ihr man entrinnen — niemals der gramvollen Erinnerung. Jeder kleinste Anstoß warf wieder zurück, und wenn es nichts anderes war als so ein hingeredetes Wort einer Frau Schonert — „wenn hier eine Frau im Hause wäre."

Wie tötlich still war es! Als Annette lebte, da war alles belebt gewesen von den Lebensströmen, die von Annette ausgingen. Aber damals hatte er dieses Leben gar nicht gewollt. Da war ihm ja noch die Arbeit der Götze gewesen. Arbeit um der Arbeit, vielleicht auch um des Ehrgeizes willen. Nicht um der Betäubung willen allein, wie seit dem Unglück mit Annette. — Und deshalb war Aneette mit ihrem heißen kindlichen Lebensverlangen eine Störung gewesen. Er hatte sich nicht teilen können zwischen der Liebe und der Arbeit.

Und jetzt: Jetzt war er ganz allein, allein mit sich und seinen hoffnungslosen Fällen!

Er konnte nicht weiter arbeiten. In einer tiefen Bewegung stand er auf, zu gewaltig drängte sich sein vergangenes Leben in die Gegenwart. So ein Morgen, wie wühlte er auf. Der Rasen vor der kleinen Veranda duftete frisch geschnitten, von den Blumenrabatten strömten Düfte. Auf dem altmodischen Teppichbeet sandten Heliotrope Wolken von Duft aus. Vögel sangen aus sommerseligen Kehlen.

Er hatte das Häuschen gekauft hier draußen, als er nach dem Unglück mit Annete hier in die fremde Stadt zog. Er hatte damals nur den einen Wunsch gehabt, nach der Arbeit ganz in der Stille zu sein. Und im Herbst und im Winter war es auch gut. Nur der Frühling war schwer. Jetzt bedrängte das immer üppigere Blühen sein einsames Herz mit der Ahnung der sich ewig erneuernden gebärenden Natur.

Geninde ging in dem kleinen Garten auf und ab. Wie gefangen fühlte er sich plötzlich, Angst war in ihm. Einen Menschen, nur einen Menschen um sich haben, nicht mehr die Vergangenheit.

Er atmete beinahe auf, als über den grünen Hecken der Villenstraße sich die blaue Mütze des Briefträgers zeigte. Nun sah man das Gelb des Postrades hier und da auftauchen, Geninde ging schnell zum Tor, schloß auf.

„Morgen, Herr Rechtsanwalt, Augenblick."

Halb auf dem Rade stehend, kramte der Briefträger in seiner Ledertasche.

„So, bitte."

Es war ein ziemlich dicker Packen, den er Geninde aushändigte. Die Geschäftspost freilich kam ins Büro in der Stadt. Aber so die privaten Sachen, wissenschaftliche Korrespondenz, Belegexemplare der Zeitschriften, in denen man mitarbeitete, Berichte über Fürsorgeversuche in aller Welt. —

Er setzte sich auf seinen Verandaplatz, plötzlich erfrischt und zur Tätigkeit erwacht. Sah interessiert die Post durch. Da war ja auch ein Privatbrief mit einer Handschrift — woher kannte er sie doch? Irgendwo hatte er sie gesehen und in einem Zusammenhang, doch er kam nicht darauf. „Bad Kissingen„ stand auf dem Stempel.

Ulrich Genindes Gesicht wurde fahl. Wer schrieb ihm da? — Mintheffer? — Mintheffer —

Mintheffer? — Mintheffer? — Der einzige Mensch, gegen den er Haß empfand, einen triebhaften Haß, aller eigenen Einsicht zum Trotz. Mintheffer, er war der letzte, der noch bei Annette gewesen. Wäre nicht ihr Tod dazwischen gekommen, heute wäre sie bei Mintheffer, ihm selbst verloren, viel tiefer noch durch das Leben als durch den Tod.

Annettes Reise damals für mehrere Monate war ja schon der Beginn der äußeren Trennung für die Welt, nur etwas getarnt durch ihre angebliche Erholungsbedürftigkeit nach einer Grippe. Thomas Mintheffer war damals in Süddeutschland und für Geninde hatte außer jedem Zweifel gestanden, daß die Beiden dort ihr zukünftiges Leben besprechen wollten.

All das stand wieder vor seinen Augen, als er diesen Briefumschlag wieder in der Hand hielt.

Und da las er. Auferweckte Vergangenheit. Und ein primitiver Haß gegen Mintheffer war dabei in ihm.

Plötzlich hielt er inne. Was stand da? Wie vor den Kopf geschlagen war er. Das Denken setzte aus. Was schrieb Mintheffer hier? Die Beiden, Mintheffer und Annette hatten sich nicht gefunden, sie hatten sich getrennt? Aber das war doch unmöglich. Und — hier stand es deutlich — er mußte es nur richtig in sich aufnehmen.

„Als Annette und ich uns damals in Frankfurt trennten, war es für immer. Ich erkannte, Annette war viel zu tief an Sie gebunden, mehr als sie vielleicht selbst wußte. Hier ihr letzter Brief an mich:

„Eines Tages kommt Ulrich vielleicht doch zu mir, eines Tages werde ich ihm vielleicht doch mehr sein als seine Arbeit. Jetzt, wo ich entfernt bin, weiß ich, man muß warten können. Um das zu können, bin ich ja fortgegangen. Ulrich habe ich das nicht sagen können, Ulrich weiß nicht warum ich fort bin. Er denkt etwas anderes vielleicht. Aber Dir muß ich es sagen. Ich will zu ihm zurückkehren — nur in diesem Gedanken ist die Trennung von ihm zu ertragen. — Vielleicht lernt Ulrich in der Trennung von mir auch, daß nicht nur die Menschheit Rechte an einen Mann hat, sondern auch der einzelne Mensch, den man sich zum Lebensgefährten gewählt. Ich muß warten. Auf ihn. Aber Du darfst nicht warten, Thomas, wenigstens Du nicht auf mich. Für Dich gilt gerade das Umgekehrte. Du mußt zur Arbeit und von der Liebe fort. Wenn ich Dir jetzt wehe tue, so denke, daß auch Schmerz den Menschen zu sich selbst und vorwärts bringt."

Erst jetzt hatte Geninde ganz begriffen. Wie ein heiliger Schwur rührte es ihn an. Es war — wie Mintheffer schrieb — nur die Abschrift eines Brieffragmentes. Und dennoch, es war, als spräche Annette selbst zu ihm, die lebendige, glühende Annette mit dem warmen Geiste und dem leidenschaftlichen Herzen. Das alles hatte ihm gehört und er hatte es nicht gewußt,

Jetzt nach fünf Jahren, war es wie eine Stimme aus dem Jenseits. Sie klang deutlich und vollkommen rein, gelöst von aller Verwirrung. Aber umso grauenhafter war der Gegensatz zu der Verruchtheit mit der das Leben ihn um alles gebracht. Gerade in dem Augenblick, da er hätte Annette zurückbekommen können, — rein und erneut — in diesem Augenblick war sie ihm genommen worden. Dies war zu ungeheuer, diese Erfahrung jetzt.

Aber eine Forderung barg dieser Schmerz. Noch mehr sich einzusetzen für alle Menschen, die litten. Wenn das Leben so ungerecht war, einen Menschen wie Annette so fortzunehmen, umso mehr war es Pflicht eines Jeden, für die Gerechtigkeit zu wirken. Aus dem Negativen etwas Positives schaffen — das war die einzige Befreiung für ihn.

Eine geheimnisvolle Kraft strömte in ihn über. Da war die Aufgabe der Gegenwart. Da war Becker.

Er mußte weiter, tiefer in die Wurzeln von Beckers Leben. Wie merkwürdig das Geschick die Fäden geschlungen hatte. Mintheffers Brief sprach auch von einem Mädchen, das Becker als jungen Menschen gekannt. Beckers Vergangenheit sonst war unergiebig. Verwandte nicht aufzufinden. Vielleicht, daß die Unmittelbarkeit einer Jugendbekanntschaft seelisches Material geben, den Charakter Beckers auflichten würde. Und zugleich, wenn er hinfuhr, konnte man auch Mintheffer sprechen.

„Vor lauter Grünzeug hat man ja noch kaum Platz für die Akten, Fräulein Keinow", die Stimme der Fürsorgerin Kube war vorwurfsvoll.

Sabine, den Hörer am Ohr, machte eine beschwichtigende Bewegung.

„Ich komme einmal zu Ihnen, gnädige Frau", sagte sie abschließend, legte auf — „für Blumen muß immer Platz sein, Kollegin, die Akten nehmen das durchaus nicht übel."

„Uebelnehmen, was Sie immer gleich für Vergleiche haben! Akten können doch nicht übelnehmen. Die sind doch Papier."

„Aber das Papier ist doch nur das Aeußere, das Wirkliche sind die Schicksale, die es bewahrt."

Fräulein Kube zuckte die Achseln, sie warf noch einen Blick über das Zimmer, es blühte auf dem Fensterbrett, man übersah die Aktenregale beinahe.

Sabine sah der vertrockneten kleinen Sozialbeamtin mit einem nachsichtigen Lächeln nach. Was die nur gegen die Blumen hatte!

Es war alles oft ohnehin so traurig. Und wenn man schon glaubte, man hätte einen Menschen in die richtige Bahn geschoben, dann kamen immer wieder Rückschläge.

Dieser Anruf eben, nun ja, Frau Direktor Sander war leicht unzufrieden. Man mußte erst mal hören. Erna Bunzel, ihr Schützling, mußte aber auch zuschauen, daß sie sich hielt. Sie hatte ihr ja vorher gesagt, die Stellung würde nicht leicht sein. Man mußte froh sein, daß man Erna überhaupt untergebracht hatte. Noch ein paar Monate so weiter, und es wäre vermutlich zu spät gewesen.

Sabine sah auf ihren Notizblock. Gerade eine Stunde Zeit noch. Frau Sander wohnte um die Ecke herum. Besser, man schob das nicht auf. Am Ende kündigte die Sander. Dann saß Erna wieder auf der Straße, von der man sie glücklich fortbekommen hatte.

Sabine zog schnell ihre graue Kostümjacke an. Ein Blick in den Spiegel, sie rückte noch einmal an der kleinen weißen Kappe.

„Wiedersehen, Fräulein Keinow", sagte ein Kollege im Korridor und sah ihr wohlwollend nach. Sie hatte etwas um sich, wie von klarer Luft, diese Sabine Keinow.

Sabine öffnete noch schnell einmal die Tür zu Fräulein Krüger, ihrer Kollegin:

„Ich bin bald wieder zurück, Krügerin. Telefon habe ich umgestellt. Wenn etwas Eiliges sein sollte, ich bin in der nächsten Stunde bei Frau Direktor Sander zu erreichen."

„Ach wegen Erna Bunzel?"

Vor dem Sander'schen Hause blühte der Rotdorn. Sabine war er in seinem warmen lebendigen Rot wie ein Protest gegen die Kühle der Bewohner hier. Frau Sander öffnete selbst.

„Guten Tag, Fräulein Keinow", sie hatte eine harte, etwas feuchte Hand und eine klanglose Stimme, die aus einem sehr schmalen, geizigen Munde klang.

„Ich habe Sie abgepaßt. Nicht nötig, daß die Erna vorher mit Ihnen spricht. Ich möchte Sie erst einmal informieren."

Fortsetzung folgt.

Münsterpfarrer Samuel Oettli

60jährig

„Der Mann, der mit so elastischen Schritten über die Kirchenfeldbrücke eilt, der im Buber als einer der Ersten und der Letzten der Saison sünnelet und schwimmt, der mit den Jungen alljährlich auf einen oder mehrere Viertausender klettert, dieser Mann schon ein Sechziger? Unmöglich!" — Doch, es ist so, das Zeitenrad läßt sich nicht rückwärts drehen.

Herr Pfarrer Samuel Oettli wurde am 3. Dezember 1877 in Wangen b. Dübendorf als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Ein Jahr später wurde sein Vater als Theologieprofessor nach Bern berufen. 1895 siedelte die Familie nach Greifswald über, wohin der Vater als Dozent für Altes Testament berufen worden war. Der Sohn entschied sich ebenfalls für die Theologie, absolvierte das Studium an den Universitäten Greifswald, Tübingen und Basel und wurde nach einem Vikariat in Lyon Pfarrverweser und dann Pfarrer in Löhningen im Kt. Schaffhausen. 1910 wurde er nach Köniz berufen, von da weg im Frühjahr 1913 an die Münstergemeinde in Bern gewählt.

Während der 25 Jahre seiner Wirksamkeit am Berner Münster hat Herr Pfarrer Oettli seine große Kraft und sein eminentes Können ganz in den Dienst seiner Kirche gestellt. Seine glänzenden Kanzelreden, aber auch seine unermüdliche, weitreichende Tätigkeit als Seelsorger haben ihm eine große begeisterte Gemeinde gebracht, die mit Verehrung und Dankbarkeit zu ihm aufblickt. Was er für die Mission, die Trinkerrettung, die Armenfürsorge, die kirchliche Liebestätigkeit geleistet, kann hier nicht gebührend gewürdigt werden. Eines seiner Wirkungsgebiete muß hier noch besonders erwähnt werden, das der kirchlichen Jugendpflege, dem er sich in den letzten Jahren mit besonderer Hingabe und mit großen, weithin beachteten Erfolgen widmet. Wir geben gerne einer Dankeskundgebung aus Kreisen seiner jungen Freunde Raum und schließen daran die Versicherung an den Jubilar, daß die Eltern mit ganzem Herzen die Dankesgefühle mitempfinden und mit der Gemeinde und der Stadt hoffen, daß ihm ein noch recht langes Wirken in seiner von unerschütterlichem Idealismus und Gottvertrauen getragenen Art vergönnt sein möge. H. B.

Eine gewesene Konfirmandin schreibt uns:

Wir Jugendlichen möchten die Gelegenheit seines sechzigsten Geburtstages benutzen, unserem lieben Herrn Pfarrer herzlichen Dank zu sagen für die große, väterliche Liebe, die er uns durch all die Jahre hindurch geschenkt hat. Wir wissen von seiner hingebenden gemeinnützigen Tätigkeit um und um, wir wissen aber auch, daß ihm keine Arbeit so am Herzen liegt wie die an uns, seinen Konfirmanden. Für uns ist ihm keine Mühe zu groß, kein Weg zu beschwerlich. Er spielt mit uns, wandert mit uns, musiziert mit uns. Er hält uns Vorträge über die verschiedensten Gebiete, ist Dichter, ist Theaterregisseur. Er weiß unsere Fähigkeiten zu fördern, uns zu Leistungen zu ermuntern, die wir uns nicht zugetraut hätten. Dabei bleibt er schier unsichtbar leitend im Hintergrund und freut sich selbstlos an der Freude der Jugend. Wir fühlen alle, daß sein Christentum gelebtes Christentum ist und dieses Beispiel verspüren wir als Kraftstrom und lebendige Hilfe in uns. Dafür sei dem lieben Jubilar zumeist gedankt. Wir Jungen alle entbieten Ihnen, verehrter Herr Pfarrer, aus dankbarem Herzen unsere innigsten Glückwünsche. S. B.